

(Nachdruck verboten.)

12]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Ein Mann in langschöbigem Fraa und mit einem seelenvollen Gesicht öffnete, Samuel R. Mc. Carthy selber. Er hatte eine sanguinische Stimme, ein unruhiges und herzliches Auftreten, er slog mit lebhaften Gebärden in seinen Zimmern umher, redete, als habe er sie, Hall eingeschlossen, viele Jahre gekannt. Eine Dame, die im Gesicht Lehnlichkeit mit ihm hatte, infolge jener gemeinsamen Abhülfung, die die Ehe mit sich führt, wurde als Frau Mc. Carthy vorgestellt, sie war eine kleine, entzückte Person, die ihre Gäste flüsternd und mit verliebten Augen begrüßte. Mc. Carthys Wohnzimmer sah so aus wie die Wohnung wohlhabender Leute im allgemeinen, überfüllt mit Möbeln und schlechten Nippgegenständen; an den Wänden hingen religiöse Bilder und ein Harmonium vermehrte das Gedränge der Einrichtung; eine eigenartig kalte Luft erzählte, daß hier im Hause keine Kinder waren.

Edmund Hall setzte sich, vorbereitet auf eine Welt von selbigem Geschwätz. Und sie ließ nicht auf sich warten. Herr Mc. Carthy brauchte nicht erwärmt zu werden, hatte es nicht nötig, zu untersuchen, mit wem er sprach, er schien nur eine fließende Rede fortzusetzen, die ihr Kommen unterbrochen hatte. Er mußte bedauern, daß es ein ungünstiger Abend sei, um so mehr mußte er das bedauern, als er nach Vereinbarung mit Herrn Ewanston Edmund Hall aufgefordert hatte; aber trotz fortwährenden Telephonierens, — worüber er mit Hinzufügung von Nummern, Bemerkungen über die Unzuverlässigkeit der Zentrale und aller ihm entgegengetretenen Widerwärtigkeiten sich des längeren und breiteren erging, — war es ihm nicht gelungen, den Kreis zusammenzutrommeln. Nein, es war unmöglich gewesen. Ungefähr die Hälfte, das heißt die halbe Zahl der Mitglieder, die zu kommen pflegten, hatten versprochen, sich einzustellen, da aber die übrigen behindert waren, so daß doch nichts aus der Sitzung werden konnte, hatte er die anderen wieder telephonisch abbestellt, unter fortwährenden Scharmüßeln mit der Zentrale. Leider also, — und Herr Mc. Carthy vertiefte sich in eine neue Serie von Erklärungen, hin und wieder von seiner Frau unterbrochen oder in die Bahn zurückgeführt, indem sie sein Gedächtnis unterstützte, hinsichtlich der Telephonnummern und der Zeitbestimmung, wann er geklingelt und Antwort erhalten hatte. Edmund Hall sah in Gedanken versunken da und suchte in allen seinen Taschen herum, eine Gewohnheit, die ihm eigen war, wenn ihn etwas quälte. Dies brachte ihm eine Frage von Ewanston ein, ob er etwas vermisste, und ein Umherfliegen von Mc. Carthy nach Zigarren, Streichhölzern und Gott weiß was. Mc. Carthy konnte eine Gedankenverbindung nicht überspringen, das sah Hall ein, deshalb sah er geduldig und vorsichtig da, um die Lage durch Unterbrechungen nicht zu verschlimmern. Endlich kam Mc. Carthy zur Sache: Mirjam und die Sitzung am vorhergehenden Abend. Es ging aus seiner ungeheuren weitläufigen und fröhlichen Darstellung hervor, daß sich Mirjam als Medium fast aller Grade entpuppt hatte, sie hatte einen Tisch in der Luft tanzen und schweben lassen, hatte Geisteschrift hervorgezaubert und in halb bewußtlosem Zustand in verschiedenen Zungen geredet. Das alles hatte Herr Mc. Carthy indessen schon früher gesehen, aber Fräulein Karekin hatte schon bei der ersten Sitzung hervorragende Fähigkeiten in bezug auf „Materialisation“ gezeigt.

Sier entfaltete Mc. Carthy einen Bogen Papier, den er während der ganzen Zeit in der Hand gehalten hatte, und verlas ein von den sämtlichen Mitgliedern des Kreises unterschriebenes Attest, das darauf hinausging, daß man — es folgten Datum und Ortsangabe — eine wolkenartige, scheinbar beseelte Formation sich hatte bilden und wieder in der Luft verschwinden sehen vor einem Vorhang, hinter dem sich Fräulein Karekin in lethargischem Schlaf befand.

Herr Mc. Carthy ließ das Papier sinken und sah Edmund Hall an, schweigend, als sei es jetzt an der Zeit, daß dieser etwas sagte. Er wartete jedoch nicht auf eine Antwort,

sondern erklärte weiter, wie man die Seance mit einem von Herrn Ewanston gemachten Vorschlag beschlossen habe, der darauf hinausging, den vornehmsten Vertreter der Wissenschaft, Edmund Hall, sofort von der Sache zu benachrichtigen. Aber leider . . . und nun kam noch einmal die ganze Geschichte mit dem Telephonieren und so weiter. Aber es hing nur von Edmund Hall ab, zu bestimmen, ob er der Sitzung beizuhören wolle und wann ihm das passe. Wenn sich jemals eine Gelegenheit geboten habe, die Wissenschaft zu überzeugen, die sich dem Spiritismus gegenüber so skeptisch verhielt, so läge sie jetzt vor.

Mc. Carthy erhob den Kopf und ging mit kräftiger Stimme zu einem improvisierten Gebet über. Als er Amen gesagt hatte, schwieg er wirklich.

„Gestatten Sie, daß ich einige Fragen an Fräulein Karekin richte?“ sagte Hall. „Sie spricht nur deutsch, deswegen muß ich Sie um Verzeihung bitten, falls —“

„O, wir verstehen deutsch!“ rief Frau Mc. Carthy mit feuchtem Blick in permanenter Glückseligkeit. Und sie richtete einen deutschen Satz an Mirjam, die ihn verstand und Lebenszeichen von sich gab.

„Fräulein Karekin, wußten Sie, daß Sie die Fähigkeit besaßen, die gestern Abend bei Ihnen entdeckt wurde?“ fragte Hall.

Mirjam hauchte ein Nein und richtete sich mit einer etwas unglücklichen Miene auf.

„Haben Sie niemals etwas gesehen oder gehört, was andere Leute nicht sahen oder hörten?“

Mirjam sah unschlüssig vor sich hin, schließlich schüttelte sie den Kopf. Sie dachte nach, schüttelte aber wieder den Kopf, als Hall sie fragte, ob es in ihrem Heim nicht „gespuht“ habe. Sie wußte auch nichts davon, daß sie als Kind eine Krankheit gehabt hätte. Hall richtete eine Reihe anderer Fragen an sie, was sie in der Schule gelernt, welche Menschen sie gekannt habe, aus welcher Gegend von Armenien sie sei und so weiter, und auf das alles antwortete Mirjam frisch, mehr und mehr befreit.

Dann fragte Hall vorsichtig:

„Hatten Sie Geschwister, Fräulein Karekin? Wollen Sie uns etwas von Ihrer Familie erzählen?“

Er bereute, es, denn die Wirkung seiner Frage war, daß Mirjam leichenblau wurde. Sie saß ganz starr da, und die weitgeöffneten Augen flammten vor Entsetzen. Auch der Mund öffnete sich, ein grauer Schatten breitete sich von der Stirn über das Gesicht, als stürbe sie. Plötzlich bog sie sich zusammen und verbarg den Kopf in ihrem Schoß, die Arme drüber legend, und sie vernahm einen tiefen, sonderbar dumpfen Laut in ihrem Halse, während sie zu Boden glitt.

Sie sahen alle vier einen Augenblick wie gelähmt da. Dann eilt Frau Mc. Carthy mit lauten, ängstlichen Rufsen herbei und beugt sich über Mirjam, die in einem Knäuel an der Erde liegt, aber sie weiß sich auch nicht zu helfen, und Herr Mc. Carthy fliegt in eine Ecke des Zimmers und wieder zurück und nach der Tür und wieder ins Zimmer. Edmund sitzt da und betrachtet die Gestalt am Fußboden, die sich in schwachen Zuckungen regt.

„Weg da!“ sagt Ewanston barsch zu Frau Mc. Carthy, und er nimmt Mirjam auf die Arme, hält sie in der Höhe seiner Brust, während er sich nach einem Ort umsieht, wohin er sie tragen kann. Mirjams Augen standen weit offen, Hall sah ihren Blick, der nicht dem eines Menschen glich.

„Sierher,“ sagte Frau Mc. Carthy weinend und lief voraus, hinaus an die Treppe. Ewanston trug Mirjam nach oben in die Schlafzimmern, und während Frau Mc. Carthy bei ihr blieb, kam er wieder herunter und setzte sich mit kühler Miene auf seinen Stuhl.

„Ich dachte nicht, daß die Erwähnung von Fräulein Karekins Eltern so stark auf sie wirkte,“ sagte Edmund Hall nach einer Weile. „Wie erhielten Sie Kenntnis von dem Unglück, Herr Ewanston, und wissen Sie, welchem direkten Eindruck Fräulein Karekin ausgesetzt gewesen ist? Es muß sie sehr erschüttert haben.“

Ewanston schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nichts weiter, als was mir von einer anderen Armenierin im Zwischendeck mitgeteilt wurde, die neben Fräulein Karekin schlief und sie im Schlafe jammern hörte,

Sie bebog sie, ihr ihre Geschichte zu erzählen. Ueber die Einzelheiten weiß ich keinen Bescheid, alles, was ich in Erfahrung brachte, war, daß Fräulein Karekins Eltern und Geschwister ermordet oder verbannt wurden, und daß sie allein entkam. Es ist dies ein einzelner Fall der unmenschlichen Mordereien in Armenien, die schon längst die ganze Christliche Welt zu einstimmigem Protest hätten anstacheln sollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kolonialhelden des 16. Jahrhunderts.

Von A. Conrady.

II.

Der klingende Erfolg der Federmannschen Expedition ließ Dalsinger keine Ruhe und spornete ihn zu neuen Ruhmestaten an. Im Sommer 1531 trat er seinen zweiten Zug ins Goldland an, das er diesmal in westlicher Richtung suchte. Bis nach Neu-Granada schlug sich die Expedition trotz großer Strapazen, beständiger Kämpfe und schwerer Verluste durch. Natürlich stiegen sie nicht auf das Dorado, wohl aber ward mit List und Gewalt eine beträchtliche Menge Gold zusammengegraben. Nach Coro kam aber schließlich davon ebensowenig der größte Teil, wie von Dalsingers Mannschaften. An 200 von seinen Leuten blieben unterwegs. Er selbst langte zwar lebend in Coro wieder an, starb aber nach wenigen Tagen an der unheilbaren Wunde, die ihm ein vergifteter Pfeil beigebracht hatte. Dalsingers unmenschliche Grausamkeit noch in den Schatten zu stellen, wäre kaum einem leibhaftigen Satan möglich gewesen. Wohl aber bemühte sich sein Nachfolger Georg Hohermuth mit Eifer und Erfolg, nicht hinter dem großen Vorgänger zurückzulassen. Hohermuth übernahm nicht unmittelbar nach Dalsingers Tode die Statthaltertschaft, sondern kam erst im Jahre 1535 von Deutschland herüber. Mittlerweile war einen Augenblick Johann der Deutsche, von den Spaniern Juan Aleman genannt, Gouverneur gewesen. Er verstarb aber kurz nach seiner Ankunft in Coro. Im übrigen wurde die Zwischenzeit durch ein spanisches Interregnum ausgefüllt. Die spanischen Ansiedler hatten sich wieder an den Kaiser mit Beschwerden über die Deutschen gewandt, die sie als Ausbeuter und Verräther Venezuelas bezeichneten. Auch der berühmte Geistliche Bartolome de las Casas, der immer mit Mut und Eifer für die gequälten Ureinwohner der neuen Welt eintrat, verfaßte in diesen Jahren eine Denkschrift an Karl V., worin es unter anderem hieß: „Seht doch die Eile, welche die Deutschen hatten, als ihnen dieses Land gegeben und dies Volk überantwortet wurde. Werden sie nicht alles tun, das Land auszusaugen, das Volk auszurotten, um Ersatz für das zu empfangen, was sie früher als Darlehen gaben, und für das, was sie jetzt als Kosten bezahlen?“ Die Vorstellungen, die beim Monarchen gemacht wurden, blieben nicht ganz ohne Wirkung. Wenigstens belam Federmann, den die Welfer als geeigneten Kandidaten für den Statthalterposten präsentierten, nicht die Bestätigung der Krone. Soviel erreichten die schweren Anklagen, die gegen ihn, wie gegen seine Spießgesellen erhoben worden waren. Andererseits aber war der Einfluß, den die Kapitalmacht der Augsburger Firma übte, so groß, daß die Welfer es durchsetzten, in ihr „Recht“ auf die Regierung von Venezuela wieder eingesetzt zu werden. Und daß an Stelle Federmanns jener Georg Hohermuth, der auch nicht der beste Bruder war, als Statthalter hinausging, verbesserte die Aussichten der Eingeborenen auf ein menschlicheres Regiment um so weniger, als Federmann doch wieder auf dem Plan erschien, er begleitete den neuen Gouverneur als sein Unterbefehlshaber. Federmann wurde denn auch, kaum in Coro eingetroffen, zu einem großen Raubzug ins Innere losgelassen. Diesmal hatte er es hauptsächlich auf die Menschenjagd abgesehen. Es gelang ihm, große Massen von Indianern einzufangen, die nach San Domingo verfrachtet und vom dortigen Faktor der Welfer als Sklaven verkauft wurden.

Inzwischen hatte sich auch Hohermuth auf die Weine gemacht, um dem verführerischen Ziel zu streben, das noch keiner seiner Vorgänger erreicht hatte — dem Goldland. Es hat kein Interesse, ihm überallhin auf seiner abenteuerlichen Fahrt zu folgen, die im Verlauf mehrerer Jahre bis an die Anden ging und, wie sich versteht, der Kata Morgana des Dorado nicht näher führte. Am Plat sind bloß ein paar Tatsachen, die für das Wesen der Hohermuthschen Expedition bezeichnend sind. Da ist denn schon bemerkenswert, daß zu ihrer Ausrüstung Geistliche und — Bluthunde gehörten. Jene sollten die blinden Heiden belehren, diese das Menschentum stellen und eventuell in Sklode reizen. So läßt sich denken, wie mit den Indianern verfahren wurde: man hegte sie wie wilde Tiere. Beispielsweise unternahm gleich in den ersten Wochen der Expedition Hohermuths Unterbefehlshaber Cardenas mit einer Abteilung einen Streifzug. Ueber seine Rückkehr zum Gros heißt es in Hohermuths Tagebuch: „Den 23. Tag kam Cardenas zurück,

bracht 30 Stück Indier gefangen, etliche ließ er von Hunden zerreißen, die anderen teilte er unter die Christen,“ und im nämlichen Stile gehen diese scheußlichen Tagebucheinträge weiter. Einen Kaziken, der ein Fremden, um sie los zu werden, weisgemacht hatte, das Dorado liege irgendwo in der Nähe, ließ Hohermuth, nachdem er seines Hereinfallens inne geworden, samt 100 Indianern in einem Hause verbrennen. Die Abenteuerer, die vielfach große Not litten, waren schließlich ganz vertiert, es kam so weit mit ihnen, daß sie Menschenfleisch fraßen. Fast drei Viertel der Ausgezogenen lebten nicht mehr, als die Expedition im Mai 1533 völlig ausgehungert und abgerissen wieder in Coro anlangte; hier mußten sie auch noch die Erfahrung machen, daß ihre ganze Habe unter dem Hammer gebracht worden war, weil sie für verschollen galten. Erfolgreicher war eine Expedition, die inzwischen Nikolaus Federmann angetreten hatte. Es gelang ihm, die Anden zu übersteigen und 1533 in die Hochebene von Bogota einzudringen, wo er große Schätze von Gold und Smaragden erbeutete. Er beeilte sich dann, seinen Raub in Sicherheit zu bringen, aber nicht etwa nach Coro, um pflichtgemäß abzurechnen, sondern nach Jamaica und von da nach Europa. Mit anderen Worten, Federmann brannte durch. Für alle Aufforderungen der Welfer, ihnen die mitgebrachten Schätze auszuliefern und über den Verbleib ihm anvertrauter großer Geldsummen Rechenschaft abzulegen, hatte er nur taube Ohren. Er wurde dann wegen Unterschlagung angeklagt, starb aber in den Niederlanden, ehe er abgeurteilt worden war. Mittlerweile war auch, im Dezember 1540, der Statthalter Hohermuth, mit dem Tod abgegangen.

Zu seinem Nachfolger wurde der Sohn des Chefs der Welferfirma, Bartholomäus Welfer ernannt, der aber bei seiner Jugend und seiner Unbekanntschaft mit südamerikanischen Verhältnissen die eigentliche Leitung der Geschäfte dem erfahrenen Philipp von Hutten überließ; Hutten war seit 1534 in Venezuela und hatte die Hohermuthsche Fahrt gen Dorado mitgemacht. Er stand nicht ganz so tief, wie die übrigen deutschen Führer. Das ist natürlich bloß vergleichsweise zu nehmen. Der beste Bruder war auch Hutten nicht, sonst wäre er nicht gleich zu einem neuen Zug ins Goldland aufgebrochen, der nichts anderes war und sein konnte als ein Raubzug gegen die Eingeborenen. Mit Welfer hat er sich jahrelang in der Irre herumgetrieben, von der fixen Idee genarrt, daß irgendwo der „guldene Kazike“ zu fassen sein müsse, der in der Lage sei, sich täglich den ganzen Körper mit Goldstaub zu bemalen. Da an der Küste keine Nachrichten von Welfer und Hutten mehr eintrafen, so ernannten zuletzt die spanischen Behörden von San Domingo aus eigener Machtvollkommenheit einen Spanier Juan de Carabajal, einen zu allem fähigen Menschen, zum Statthalter. Carabajal legte 1545 im Tale des Tolugo die gleichnamige Stadt an. Hier erschienen nun auf einmal in den ersten Monaten des Jahres 1546 die verschollen geglaubten Goldsucher, soweit sie noch leben. Carabajal war durchs nicht erfreut, Welfer und Hutten aufzutauchen zu sehen. Es kam zwischen den Nebenbuhlern zum Kampfe, worin der Spanier die Oberhand behielt. Die beiden deutschen Führer wurden lebend gefangen und sodann in der brutalsten Weise geköpft. Dafür mußte Carabajal selber schließlich auch mit dem Leben bezahlen: in Coro wurde er wegen des Mordes zum Tode verurteilt und gehängt. Diese erbaulichen Vorgänge waren der Schlusssakt der deutschen Herrschaft in Venezuela. Die Welfer blieben zwar nominell noch ungefähr ein Jahrzehnt im Besitze des Landes, hatten aber die Lust zu weiteren Kapitalaufwendungen verloren und verzichteten 1555 endgültig auf Venezuela.

Eine zusammenfassende Würdigung der deutschen Wirtschaft in Südamerika hat von Zeitgenossen Las Casas gegeben an einer Stelle seines großen Werkes über die Vernichtung des spanischen Indiens, die nach einer alten deutschen Uebersetzung also lautet: „Im Jahre 1528 hat unser Herr König, dazu durch listige Ränke überredet, das große Königreich Venezuela etlichen deutschen Kaufleuten eingeräumt und gegeben. Wie solche in dies Land mit 300 Kriegsknechten oder mehr kommen sind, haben sie die Einwohner schlicht und einfältig gefunden, wie sie denn in anderen Orten Indiens gleich auch also genaturt waren, ehe ihnen die Hispanier Ueberlass zufügten. Es haben sich aber diese Deutschen ärger als alle vorigen Tyrannen erzeigt und sich unmitteiliger und grausamer gehalten als die wilden Tigertiere oder reißenden Löwen und Wölfe. Denn sie trachteten mit großem Fleiß auf nichts anderes als auf Weg und Weise, wie sie Gold und Silber sammeln und zu Wege bringen möchten. Derowegen hatten sie alle Hölzerfrucht weit hinten von sich gelassen, gaben auch auf den König nichts, und also zu sagen, hatten sie sich selbst gar vergessen, daß sie Menschen wären. Diese Feufel in Menschengestalt haben mehr als 400 Meilen eines fruchtbareren Bodens verderbt und darinnen große und wunderbare Länder, weite, lustige Thäler, so oft eins vierzig Meilen begriffen, schöne, große Flecken, die voller Leute und Gold waren. Sie haben umgebracht und ausgeraubt manderlei Volk, auch also, daß derselbigen Sprache verloren und ausgeloschen ist; sie haben mit solchen unterhörten Mitteln der Grausamkeit, auch wie ich glaube, mit Mitteln des Unglaubens umgebracht und in die Hölle gestürzt mehr denn 4 oder 5 Millionen Seelen und hören noch nicht auf, in ihrer Tyrannei fortzufahren.“ Dabei ist ja nun ein bißchen Regiererei und auch wohl einige Uebertreibung in den Zahlen mit untergelaufen. Im ganzen aber stimmt Las Casas' summarisches Verdammungsurteil zu den Einzelthaten dieser deutschen Kolonialhelden des 16. Jahrhunderts. —

Kleines feuilleton.

Theater.

Neues Theater. Gastspiel der Suzanne Després. („La Fille Elisa“, Drama in drei Akten von Jean Ajalbert; „Poil de Carotte“, Komödie in einem Akt von Renard. Der Ruf, der dieser jungen, vor zehn Jahren noch gänzlich unbekanntem Pariser Darstellerin voranging, hatte die Erwartungen aufs höchste gespannt, aber trotzdem nicht zu hoch. Ihr Spiel hat etwas Bannendes; unwiderstehlich drängt sich der Eindruck einer tiefinnerlichen künstlerischen Persönlichkeit auf, der nichts Menschliches ferngeblieben, der alle Töne des Gefühls, vom dumpfen Gram bis zu vorläufiger Freude in quellend reicher Fülle zu Gebote stehen. In anspruchsvoller Schlichtheit, ungelünstelter, von reifster Kunst getragener Einfachheit entströmt ihr die Empfindung und ruft unmittelbar den Widerhall hervor. Pola hatte in einem Briefe von ihrem Talent gesagt, in ihm vertoebe sich Wahrheit mit Zärtlichkeit, ein melancholisch sanfter Zauber mit Kraft und Klarheit.

Das Spiel der Després belebte das Tate, so daß es mit der Eröffnungsvorstellung wählte, ist grob nach einem naturalistischen, einst viel umstrittenen Roman Edmond Goncourts aus dem Anfange der siebziger Jahre zusammengezimmert, eine flizzenhafte melodramatische Szenenfolge, ein leerer Rahmen, dem einzig die Darstellung psychologischen Inhalt zu geben vermag.

Das Spiel der Després belebte das Tate, so daß es mit der Wucht erschütternd tragischen Geschehens wirkte. — In Elisa, dem armen, verachteten Geschöpfe, regt sich die Sehnsucht reiner Liebe. An einen hübschen Soldaten, der von ihrem traurigen Beruf nichts weiß und ihr Briefe voll schwunghaft klingender Vereuerungen sendet, klammert sich ihr ganzes Hoffen. Elisas Phantasie dichtet den jungen Menschen um zu einem Wesen höherer Art. Kein Hauch gemeiner Sinnlichkeit soll ihren Seelenbund entweichen. Wie eine Mutter ihr Kind, singt sie den Geliebten auf grünem Rasenhügel in den Schlaf und schleicht dann leise von dannen. Als er ihr nahest, und in erhiteter Begierde sie zwingen will, brutal wie alle anderen Männer, die sie kennen lernte, jagt die Enttäuschung sie in sinnlos blinde Wut. Sie stößt das Messer, mit dem sie Blumen für ihn schnitt, in seine Brust. Es war erstaunlich, wie die Künstlerin den flüchtig schimmernden Glanz des Glückes auf dunklem Hintergrunde in der Liebesszene vorzauberte, welch abnungsschweren Klang sie in die Strophen ihres Liedes legte. Der Nachhall dieser Stimmung vermochte auch der theatralisch traffe Schluffest nicht zu füren. Eine gänzlich Veränderte, durch namenloses Weh um Jahre gealtert, erscheint sie auf der Anlagelbank, — mit erstarrten Nienen, in denen nur hier und da ein Widerschein des Verständnisses aufblüht, wie sie dem warmherzigen Plaidoyer ihres Verteidigers folgt. Fast der ganze zweite Akt wird durch die Advokatrede, die Herr Lugné-Poe, der Leiter der V'oeuvre-Bühne und Gatte Suzannes, in meisterlicher Weise vortrug, ausgefüllt. Gegen das vom Staatsanwalt verlangte Todesurteil appelliert er an das menschliche Gefühl der Geschworenen, mahnt sie der Risschuld, die die Gesellschaft an dem Lose und den Taten der Ausgestoßenen trägt, zu gedenken. Nie hat Elisa Liebe und Güte erfahren. Krankhaft belastet durch das Erbe ihrer Abstammung, mißhandelt von einer kupplerischen Mutter, die schon das Kind zum schmachlichen Gewerbe anleitete, wuchs sie heran. Wie hätte sie, die Getretene, Gesezte, jemals lernen sollen, der Nacht momentaner Impulse Widerstand zu leisten? Ihre Tat war nur Reflex, in einem Seelenzustand der Erregtheit ausgeführt, der keine Ueberlegung, keine Selbstbestimmung zuließ, das schredliche Ende eines Traumes, in dem sie ihren Jammer vergessen, zu einem neuen, besseren Dasein sich erheben wollte. Amsonst, das Urteil spricht sie des Mordes schuldig und erkennt auf Todesstrafe. Wie geistesabwesend hört die Després es an, dann ringt sich plötzlich ein marterschütternder, langgezogener Schrei, aus abgrundtiefer, furchtbar naher Menschennot geboren, von ihrem Herzen los. Und gleich ergreifend prägte sich das Bild trostlos ermattender Verzweiflung im letzten Akte. Elisa ist zu lebenslänglicher Gefängnishaft begnadigt. Sie empfängt den Besuch der Mutter und der kleinen Schwester, und da erst, als die Türe wieder ins Schloß fällt, senkt sich der Gedanke, daß sie auf ewig abgeschlossen sei von allem Leben, mit seiner ganzen germalnenden Last auf sie herab. „Ewig, ewig,“ murmeln die Lippen mechanisch, und leise weinend sunft sie in sich zusammen.

„Poil de Carotte“, „Rübenhaar“, ist in der Renardschen ziemlich unbedeutenden Komödie, die den Abschluß des Theaterabends bildete, der Epithame eines rotköpfigen Jungen, der unter einer zankfüchtigen Mutter zu leiden hat, den schwachen Vater, dem es nicht besser geht, zum Widerstande scharf zu machen sucht und schließlich mit ihm eine Art von stillem Schutz- und Trutzbündnis eingeht. Der prächtige, gutmütig-schelmische Bursche der Després gewann sich alle Herzen. — dt.

Literarisches.

mb. Ueber die Stagnation des englischen Dramas. Man kann in England oft die Klage hören, daß sein Drama bereits seit einem Jahrhundert nichts geleistet hat. Man forscht vielfach nach den Ursachen des Stillstandes der dramatischen Kunst, aber auch die Ergebnisse dieser Nachforschungen sind unbefriedigend. Denn es fehlt

nicht nur an einem modernen Drama, sondern auch an einer modernen Literaturkritik. Und es kann zu keiner modernen Literaturkritik kommen, da man der sozialen Kritik aus dem Wege geht. Die Presse ist durchaus bürgerlich; die Bücher sind teuer und — soweit sie der schönen Literatur angehören — für den Geschmack der Mittelklassen berechnet; und die Kritik ist eine ästhetische und psychologische. Der Zusammenhang zwischen Kunst und Leben fehlt in großen Ganzen noch.

Englische Kritiker suchen indes die Ursachen in einer anderen Richtung. Sie schreiben die Miskdständigkeit des Dramas dem Puritanismus zu, der seit seinem Auftreten das Theater verfolgt oder ignoriert hat. Noch bis heute bleiben die Mittelklassen dem Theater fern, so daß sich die Theaterbesucher aus den beiden Extremen der Bevölkerung zusammensetzen: aus der Finanz und dem dienenden Proletariat. Und diese Schichten wollen keine ernste Probleme auf der Bühne behandelt sehen. Sie gehen ins Theater, um sich zu unterhalten, — um teils die Langeweile, teils die Monotonie zu verschunken.

Einen Versuch, diese beiden Antworten einigermaßen zu verbinden, macht Henry Jones, ein bekannter englischer Dramatiker im Dezemberheft der „Fortnightly Review“. Jones, von dessen Dramen einige in das Gebiet der Sozialkritik fallen, wurde von der amerikanischen Harvard-Universität (Cambridge bei Boston) eingeladen, über das englische Drama zu sprechen. In diesem Vortrage, der in der genannten englischen Revue teilweise abgedruckt ist, behandelte Jones die Ursachen der Schwäche der englischen Dramas. Seine Ansichten sind interessant genug, um hier zusammengefaßt zu werden:

In der Geschichte Europas gab es bis jetzt drei große dramatische Perioden: im alten Griechenland, in England um die Wende des 17. Jahrhunderts, in Frankreich im 17. Jahrhundert. Während Molière glänzende Nachfolger hatte und noch immer hat, erlosch in England seit Shakespeares das dramatische Feuer immer mehr, so daß es in den letzten zwei Jahrhunderten nur zwei bis drei gute Dramen schaffen konnte: Rivals and School for Scandal von Sheridan, und She stoops to Conquer von Goldsmith. In Frankreich geht man ins Theater, um das Leben durch das Mittel der Kunst zu sehen; in England aber hat die Masse der Theaterbesucher jeden Sinn dafür verloren, daß das Drama die Kunst der Lebensdarstellung ist und man geht nur ins Theater, um die glänzende Szenerie zu bewundern und sich ligeln zu lassen durch dumme Witze, Gesänge und Tänze, die gar keine Beziehung zum Leben haben und die nur den Zweck verfolgen, einen Abend zu verbringen mit Unterhaltungen, die an Blödsinn grenzen. Und doch sind wir eine dramatische Rasse, eine Rasse der Tat, der Konfisse und abenteuerlicher Unternehmungen, und wir haben das größte dramatische Genie erzeugt. Warum ist aber unser modernes Drama so armelig? Den Blödsinn und die Lähmung unseres Theaters verdanken wir in erster Linie unserer Religiosität, die in ihren Erzfaffen kunstfeindlich ist. Die Puritaner haben unsere Bühne ruiniert. Nach der großen dramatischen Periode unter Elisabeth brachen die Puritaner über uns herein, die das Theater als etwas Schredliches und Unheiliges verdamnten. Als Reaktion gegen diesen Theaterhaß kam die ausgelassene, formlose Komödie der Restaurationszeit (um das Jahr 1660, als die Puritaner zurückgedrängt wurden), die zwar das Theater wieder zu Ehren brachte aber die dramatische Kunst zuschanden machte. Die Folgen waren: 1. Das Drama, das die höchste und schwierigste Form der Literatur ist, wurde ganz von der Literatur getrennt und außerhalb jeder Kritik gestellt; 2. dem Drama wurde das ganze Gebiet moralischer Probleme entzogen, so daß man im Melodrama ganz unanständig sein darf, während man die Darstellung des Konflikts der tiefsten Leidenschaften verurteilt; 3. das Drama hörte auf eine Kunst zu sein; 4. das Herabsinken der Bühne zu einem Tinsel-Tanzel; 5. die Vernachlässigung in der Ausbildung von schauspielerischen Kräften; 6. das Vorherrschende von Uebersehung, die von den Theaterunternehmern billig erworben werden können.

So hat die Nation die Bühne ruiniert und die Bühne den Geschmack der Nation, und die Puritaner konnten dann mit Recht auf die unheilvolle Wirkung des Theaters hinweisen. Diesen Uebeln, die uns zur Schande gereichen, kann durch folgende Mittel abgeholfen werden: 1. die Anerkennung des Dramas als der höchsten und schwierigsten Form der Literatur; 2. die Verechtigung des Dramatikers, die ernststen Lebensprobleme frei und ehrlich zu behandeln; 3. die Trennung des Dramas von der Unterhaltung.

Technisches.

Die Wahlmaschine. Ein Italiener, E. Boggiano aus Rom, hat eine Wahlmaschine erfunden, die er mit dem schwingvollen, aus dem Griechischen entlehnten Namen Psephograph belegt hat; sie soll zur Zählung der Stimmen dienen. Der Apparat war bereits im vorigen Jahre in Mailand ausgestellt und wurde dort im Pavillon des Friedens sechs Monate lang geprüft. Jetzt ist Boggiano mit seiner Maschine nach London gezogen, um sie dort weiteren Kreisen vorzuführen. Die Auflösung des deutschen Reichstages scheint auch ihm zu überraschend gekommen zu sein, als daß er seinen Plan noch hätte ändern können, allerdings hätte man sich in Deutschland wohl auch kaum darauf eingelassen, innerhalb so kurzer Zeit ein neues Abstimmungsverfahren für die Wahlen einzuführen. Die Besonderheit der Maschine besteht nach einer Schilderung von „English Mechanic“ darin, daß sie das Ergebnis der gesamten Ab-

stimmung selbsttätig nachweist. Die Konstruktion ist von größter Einfachheit, indem nur die Schwerkraft und ein Hebel in Anspruch genommen werden, so daß die Gefahr eines Versagens der Maschine oder irgend welcher Ungenauigkeit ihres Ganges sehr gering ist. Diese Versicherung könnte freilich auch noch nicht als genügend betrachtet werden, da eben jede Unordnung absolut ausgeschlossen sein muß. Jeder Wähler hat bei der Abstimmung nur eine Scheibe in einen Schlitz fallen zu lassen, worauf seine Abstimmung von dem Apparat verzeichnet wird. Die Zahl der gültigen Stimmen wird durch sichtbare Ziffern angezeigt, deren Summe nach jeder Abstimmung um eins fortschreitet. Ebenso wird die Zahl der Stimmenthaltungen, was also weißen Zetteln entsprechen würde, und die Gesamtzahl der an der Abstimmung beteiligten gewesenen Wähler überhaupt festgestellt. Boggiano behauptet, daß seine Erfindung die Unkosten der Wahl auf einen Mindestbetrag verringern, daß sie ferner Irrtümer bei Wählern, die des Lesens und Schreibens nicht genügend kundig sind, fast unmöglich machen, die Beseitigung von Stimmzetteln ausschließen und auch die Notwendigkeit ihrer Zählung aufheben würde. Sobald der letzte Wähler seine Stimme dem Psephographen übermittelt hat, kann auch das Resultat abgelesen werden. (Das Wahlgeheimnis scheint von dieser Maschine nicht gewahrt zu werden. Die Red.) —

Aus dem Pflanzenleben.

Warum bei Pflanzen der Stengel nach oben, die Wurzel nach unten wächst? In allen Zweigen der Naturwissenschaft gibt es Erscheinungen, die von Anfang jedermann bekannt, aber erst außerordentlich spät Gegenstand der Forschung geworden sind. So weiß jeder, daß die Wurzel einer Pflanze nach unten, der Stengel nach oben wächst, in welcher Lage man auch den Samen in die Erde bringen mag; über die Gründe dieser Erscheinung aber ist wohl gerade ihres allgemeinen Auftretens wegen sehr wenig nachgedacht worden. Oft hat man geglaubt, daß das Licht es sei, das den Stengel zu sich lenke und an jeder Blume vor dem Fenster ist es ja zu sehen, daß der Stengel nicht gerade in die Höhe schießt, sondern sich und besonders seine Blätter der Quelle des Lichts zuneigt. Doch Dubamel hat nachgewiesen, daß das Licht nicht die Ursache der verschiedenen Richtung der Wurzel und des Stammes sein könnte, daß auch im völlig dunklen Raum und im überall gleichmäßig hellen, stets die Wurzel nach unten, der Stamm nach oben wächst; und nur wenn ein kleiner aber heller Lichtbündel in einen sonst ganz dunklen Raum geleitet wird, gelingt es, den Stengel ganz in die Richtung des Lichtbündels zu zwingen, auch wenn dies von unten eintritt, also den Stengel nach unten wachsen zu lassen. Aber in der freien Natur gibt es nicht solche beschränkte, von einem Punkte in einen sonst dunklen Raum einfallende Lichtbündel; das Licht der einzigen Lichtquelle, der Sonne, wird durch die Atmosphäre und die Gegenstände auf der Erde in allen Richtungen zurückgeworfen, und die Pflanzen werden von zerstreutem Licht beleuchtet.

Erst der englische Pflanzenphysiologe Knight, dessen Scharfsinn in physiologischen Versuchen wohl nur von seinem Landsmann Hales übertroffen wird, gab den Grund dieser Erscheinung an, den man wohl mit Sicherheit als den richtigen ansehen darf. Knight faßte die Idee, daß die Schwerkraft es sei, die die Richtung des Stengels und der Wurzel bedinge, und eine Reihe seiner ungewöhnlich interessanten Versuche bestätigten die Richtigkeit seiner Idee.

Mit Hilfe seines Gärtners konstruierte sich Knight ein Rad von 11 Zoll Durchmesser, welches das Wasser eines Wächleins, das seinen Garten durchquerte, in schnellen Umlauf setzte. An den Umfang dieses Rades band er Gartenbohnen, die gerade keimen wollten und in der feuchten Atmosphäre des Rades leicht fortfahren, sich zu entwickeln. Das Rad drehte sich an 150 mal in einer Minute um seine eigene Achse und nach einigen Tagen sah er, daß die Wurzeln alle sich vom Rade abwandten in der Richtung der Schwerkraft nach außen, die Stengel aber der Schwerkraft entgegen den Speichen des Rades entlang wuchsen, welches auch die anfängliche Stellung der Wurzeln und Stengel gewesen sein mochte. Waren nach einiger Zeit nun die Stengel an der Achse des Rades angekommen, so wandten sie sich um und liefen rückwärts um die Achse herum oder an dieser entlang. An diesem Versuche sieht man die Bedingungen, unter denen jene Wachstums-Richtungen eintreten: die Schwerkraft ist das Bedingende und der Einfluß der Schwerkraft der Erde ist gänzlich aufgehoben, da die Keime mit den Umdrehungen des Rades in jedem Augenblick eine andere Lage haben.

Knight stellte aber noch einen anderen Versuch an, bei dem die Keime beiden Kräften, der Schwerkraft und der Schwerkraft, ausgesetzt waren, so daß der Einfluß beider in der Wachstumsrichtung der Keime sich kundgeben muß. Er erreichte dies durch ein horizontales Rad ebenfalls von 11 Zoll Durchmesser, das er durch sein erstes Wasserrad in raschen Umlauf setzte. Die keimenden Bohnen befestigte er wie bei seinen ersten Versuchen. Machte das Rad nun etwa 250 Umdrehungen in einer Minute, so wuchs die Wurzel nicht gerade in der Richtung der Schwerkraft nach außen, sondern neigte sich unter 10 Grad dem Boden zu und der Stengel wuchs etwa 10 Grad zur Ebene des Rades über diese der Achse zu. Drehte sich das Rad aber nur etwa 80 mal in einer Minute um seine eigene Achse, so neigte sich die Wurzel unter 45 Grad nach unten und der Stengel unter 45 Grad nach oben von der Ebene

des Rades. Hier wirkte die Schwerkraft sowie die Schwerkraft und das Wachstum mußte also in einer mittleren Richtung erfolgen. Vergleichen wir die Bedingungen dieser Versuche mit den bei dem freien Wachstum der Pflanzen vorkommenden, so sehen wir, daß die Schwerkraft der Erde, da sie unter dem Äquator, wo sie am stärksten ist, nur etwa ein Zweihundertertneundachtzigstel von der dort wirkenden Schwerkraft der Erde ausmacht, nicht in Betracht kommen und daß nur die Schwerkraft das Wachstum der Wurzel nach unten in ihrer Richtung bedingen kann. Wie allerdings die Schwerkraft diesen Erfolg erzeugt, das ist nicht aufgeklärt; viele Hypothesen sind zur Erklärung aufgestellt worden. —

Humoristisches.

Aus des Krieges Pulverqualme
Wandeln wir zu klaren Wegen —
Manchmal kommt die Friedenspalme
Recht von Herzen ungelegen!

Schön mit sanftbeschwingter Sohle
Raht uns Paz*) im Morgenrot —
Doch die schönste Wahlsparole
Liegt am Boden und ist tot.

— Eldorado. A.: „Wissen Sie, wo keine Schwarzseher in Deutschland wohnen?“

B.: „Natürlich! In Weißensee — — —“

— Rückfällig. (Episode aus der Köpenicker Gerichtsverhandlung.) „Gabe ich Euch nicht immer gut behandelt, Leute?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ („Luftige Blätter.“)

*) Der Friede.

Notizen.

— Der englische Schauspieldirektor Beerholm Tree gedenkt im April in dem schrecklichen Neuen Opern-Theater mit eigener Troupe und eigener Scenerie zu gastieren. Er will den guten Deutschen zeigen, wie man in England Shakespeare spielt.

— Der Hafen von Paris. Die neuen Pariser Hafenanlagen nähern sich der Vollendung und werden bald in ihrem vollen Umfange dem Verkehr übergeben werden. Die Ladefläche stellen insgesamt eine Länge von 30 Kilometer dar; 10 Kilometer mehr als die Anlage des größten französischen Seehafens Marseille. Paris hat den größten Hafenverkehr Frankreichs; im vergangenen Jahre wurde ein Warenverkehr von nahezu 12 Millionen Tonnen bewältigt; keiner der französischen Seehäfen erreicht diese Riesenziffer, die über ein Viertel des gesamten französischen Binnenhandels darstellt. Welchen gewaltigen Umfang diese Summe für eine Binnenhandelsstadt bedeutet, mag man daran ersehen, daß der größte deutsche Seehafen und die dritte Handelsstadt der Welt, Hamburg, im Jahre 1900 einen Gesamtverkehr von etwa 25 Millionen Tonnen zu verzeichnen hatte. Freilich widelt sich der Verkehr auf der Seine durch eine Unzahl kleiner und kleinster Schiffe ab; so passierten 30 000 Fahrzeuge Suresnes; Port à l'Anglais verzeichnet sogar 52 000. Allein am Pont Royal legen täglich über 700 Fahrzeuge an.

— Eine technisch wichtige Neuheit wird im Journal des Franklin-Instituts angezeigt. Danach ist es dem Ingenieur Ashton in den Elektrizitätswerken an den Niagarafällen gelungen, weichen Graphit künstlich herzustellen, wie er zu Schmier- und Polierzwecken, zur Elektrotypie und bei der Herstellung von Schießpulver gebraucht wird. Bisher konnte künstlich nur harter Graphit gewonnen werden, der als Farbstoff und bei der Herstellung von Elektroden Verwendung findet.

— Schreibmaschinenrekorde. Eine Angestellte in einem Bureau in Washington, Miß Mary Prethy, scheint bis jetzt die größte Meisterschaft im Maschinenschreiben erreicht zu haben. Sie hat in 6 Stunden 27 360 Worte geschrieben, und zwar war es eine Abschrift aus einem nicht sehr leserlichen Manuskript, bei dessen Entzifferung sie ihre Arbeit häufig einige Sekunden unterbrechen mußte. Sie hat also 76 Worte in der Minute oder 4500 in der Stunde geschrieben. Die nächste Rekordleistung nimmt ein Engländer James Wright für sich in Anspruch. Er hat 28 944 Worte in sieben Stunden geschrieben. Aber diese 28 944 Worte wurden ihm diktiert, was die Arbeit gegenüber der von seiner amerikanischen Rivalin geleisteten sehr erleichterte. Einen Rekord in der Sorgfalt des Schreibens stellt Miß Sherman in Liverpool auf, die einen Roman von 80 000 Worten mit der Maschine abgeschrieben hat, ohne mehr als drei geringfügige Fehler zu machen. Miß Gladys Waller, die von Geburt an blind ist und einem Schreibmaschinenbureau vorsteht, hat nach Diktat in einer Stunde vierzig Minuten 5000 Worte geschrieben und nur einen Fehler gemacht. Die höchste Leistung im Schnellschreiben in einer Minute weist James Wright auf, der 119 Worte schrieb und nur bei zwei Worten leichte Fehler machte.